

Sonderdruck aus

Die Kunst des Vernetzens

Festschrift
für Wolfgang Hempel

Herausgegeben von
Botho Brachmann, Helmut Knüppel,
Joachim-Felix Leonhard und
Julius H. Schoeps



Verlag für Berlin-Brandenburg

Schriftenreihe des Wilhelm-Fraenger-Instituts Potsdam

Herausgegeben von Prof. e.h. Wolfgang Hempel
Prof. Dr. Helmut Knüppel
Prof. Dr. Julius H. Schoeps

Band 9

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 3-86650-344-X

Die Entscheidung darüber, ob die alte oder neue deutsche Rechtschreibung Anwendung findet, blieb den Autoren überlassen, die auch selbst für Inhalt, Literaturangaben und Quellenzitate verantwortlich zeichnen.

Umschlaggestaltung: Christine Petzak, Berlin
Redaktion und Satz: Dieter Hebig, www.dieter-hebig.de
Druck: Druckhaus NOMOS, Sinzheim

Titelfoto: Burg Ludwigstein, Innenhof

1. Auflage 2006
© Verlag für Berlin-Brandenburg GmbH,
Stresemannstraße 30, 10963 Berlin.
www.verlagberlinbrandenburg.de

Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

Erinnerungen an meine jugendbewegte Zeit, Berlin 1950–1952

Von Maria Rüger

Mit Berlin begann für mich ein neuer Lebensabschnitt. Ich war fünfzehn, strebte nach Selbständigkeit und entfernte mich von meiner kleinen Mama. Die Umstellung auf die Berliner Großstadt mit ihren ruppigen Umgangsformen fiel mir schwer, viel schwerer als drei Jahre zuvor die von Dresden nach Leipzig. Wir zogen in ein typisches Berliner Mietshaus, zwar nicht direkt im Zentrum, aber an einer Hauptverkehrsstraße im Stadtteil Pankow. Vorn quietschte die Straßenbahn, hinten ratterte die S-Bahn.

Nicht ich, aber mein Vater wollte, dass ich unbedingt das Abitur mache. Ich sollte studieren, um später einen Beruf zu ergreifen, der mir jederzeit ein selbständiges und materiell unabhängiges Leben garantiere. Die Aussicht auf einen eigenen Beruf war für mich wichtig. Als Hausfrau wollte ich nicht leben. Außerdem wollte ich über selbst verdientes Geld verfügen können.

Eigentlich hatte ich genug vom Lernen und wäre lieber zur Ballett- oder Theaterschule gegangen. Mein Vater aber hatte die gewichtigeren Gründe, mein Verstand besiegte meine emotional bestimmten Vorstellungen und so ging ich fortan vier Jahre lang in das riesige 1909 erbaute, Ehrfurcht einflößende Gebäude der Anna-Magdalena-Bach-Oberschule in der Pankower Görschstraße, damals noch eine reine Mädchenschule.

Zu der damaligen Zeit war mein Vater nicht nur gegen Tänzerin oder Schauspielerin, er wollte einfach nicht, dass ich zur Bühne ginge. Die für ihn ausschlaggebenden Gründe, das weiß ich heute, nannte er nicht, führte aber solche an, von denen er hoffte, sie würden mir einleuchten. Er meinte, für einen künstlerischen Beruf müsse man eine außerordentliche Begabung haben. Mittelmaß zähle nicht, man werde nur unglücklich und es springe nichts dabei heraus. Deutliche Begabungen seien bei mir nicht erkennbar. „Tänzerin“ sei nur ein Beruf auf Zeit. Für Schauspielerin sei meine Stimme nicht kräftig genug. Ein Beruf für eine Frau sei schon wichtig, aber ich solle erst einmal das Abitur machen, dann würde man weiter sehen. Die Entscheidung könne noch aufgeschoben werden.

Mit Beginn der 50er Jahre war so etwas Himmelstürmendes in mein Leben gekommen. Von Pubertät wurde damals kaum gesprochen, jedenfalls erinnere ich mich nicht daran.

Aber der allgemein verbreitete Aufbauwille der 50er Jahre mit seinem Enthusiasmus hatte auch mich ergriffen. Meine ganze Kraft wollte ich für eine bessere Zukunft ohne Hunger und Krieg und für mehr Gerechtigkeit einsetzen. Ich wollte etwas Besonderes leisten, frei und gleichberechtigt meinen eigenen Weg gehen.

Den Arbeiterkindern sollte zu ihrem Recht verholfen werden, ihnen sollte es künftig besser gehen. Arbeiterkinder sollten studieren können, daran wollte ich, selbst bürgerlicher Herkunft, mitwirken. Wir gründeten Lernkollektive, in denen die Stärkeren der Klasse den Schwächeren helfen sollten. Sitzen bleiben sollte niemand.

Die als überholt angesehenen bürgerlichen Umgangsformen sollten keine Geltung mehr haben, denen galt es Widerstand entgegenzusetzen. Das bezog sich damals vor allem und in erster Linie auf die Gleichberechtigung der Mädchen. Meinen Drang nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit stellte ich ständig unter Beweis. Meine Schultasche, so schwer sie auch war, hätte ich mir von keinem Jungen aus der Hand nehmen lassen. Mir die Tür von einem Jungen öffnen lassen, das wäre in meinen Augen bürgerlich-konservativ gewesen.

An meine Kleidung stellte ich keine Ansprüche. Sie sollte unauffällig, sportlich und bequem, nicht aber schmeichelhaft verlockend sein. Ich war daran gewöhnt, nur das unbedingt Nötige zu haben. Die von mir jahrelang getragene Kleidung bestand aus einer dunkelblauen Trainingshose und einem eng anliegenden rot leuchtenden Rollkragenpullover. War es kalt, wärmte mich die dazugehörige Trainingsjacke. Im Winter wechselte der kleine rote Pullover mit einem aus kratzender Schafwolle selbst gestrickten grau-weißen Pullover. Das wichtigste Kleidungsstück waren meine schwarzen Lederstiefel mit flachen Absätzen, deren Schäfte bis zu den Knien reichten. Das war das einzige Besondere, was ich hatte, worauf ich sehr stolz war. Die gaben meinem Aussehen eine Art „Kosaken-Look“ und erinnerten mich an Kolja, den Abiturienten, den ich während des Krieges auf dem Gartenfest von Vilmos Korn, einem Bekannten meiner Eltern aus dem gegen Hitler eingestellten Dresdner Freundeskreis, bewundert hatte. Mit seinen schwarzen Stiefeln, einem weißen Kosakenhemd mit Stehkragen und seiner Gitarre hatte er getanzt und jenes Lied gesungen, das ich nie vergaß, doch erstmals nach der Wiedervereinigung Deutschlands 1995 am Werbellinsee zum Jahrestreffen des Mindener Kreises wieder hörte: In Nischni-Nowgorod „...da gib't kein Kussverbot und keine Hungersnot, da trinkt man Schnaps statt Brot und es wird Abendrot und es wird Morgenrot und alle Welt schläft ein wie tot...“ Ich war damals

1942/43 ungefähr 7-8 Jahre alt. Von dieser Art Stiefeln hatte meine Mutter immer schon geschwärmt. Sie war es auch, die 1950 nach dem Wedding fuhr und auf der Badstraße bei Leiser zwei Paar Stiefel kaufte, ein Paar für mich, das andere für sich.

Als 1951 anlässlich der III. Weltfestspiele der Jugend und Studenten FDJ-Kleidung eingeführt wurde, die aus blauen Blusen, einer derben dunkelgrünen Windjacke und ziemlich harten Halbschuhen bestand, zog ich bei offiziellen Anlässen unter die blaue Bluse meinen kleinen roten Pull-over, um, sobald ich allein auf der Straße war, die blaue Bluse ausziehen zu können. Ich war zu schüchtern, um die Anpöbeleien, die damals auf der Straße alltäglich waren, zu ertragen. Von einem erheblichen Teil der Berliner wurde diese Kleidung nicht gerade freudig begrüßt, eher reserviert aufgenommen und ablehnend kommentiert. Die Windjacke war praktisch und begehrt, war kein so auffallendes Kleidungsstück wie die Bluse und vor allem war so eine Jacke im freien Handel nicht zu bekommen. Meine Stiefel blieben für viele Jahre unübertroffen, auch Trainingsanzug und Pullover hielten ewig, sogar noch während meiner Studienzeit zog ich diese Kluft an. Bei einem Studentenball 1955/56 bemerkte einer der älteren Studenten unseres Studienjahres, es sei ja erstaunlich, dass ich heute mal ein Kleid an hätte, sie hätten gedacht, dass ich gar kein solches besitzen würde!

Die aus Westberlin kommende Mode mit dem berühmt gewordenen Petticoat lehnte ich ab. Ich wollte weder einen Rock noch die dazugehörige Bluse mit Spitzenrüschen tragen.

Eindruck wollte ich schon machen, aber nicht mit meiner Kleidung, sondern mit meinem Verstand, meinem scharfen logischen Denkvermögen, das mir mein Vater anezogen hatte. Auf meine Mutter machte das weniger Eindruck. Höre auf mit deiner Selbstbespiegelung, dieser Satz klingt noch heute in meinen Ohren.

Mit Schuljahresbeginn am 1. September 1950, gleich am ersten Schultag, wurde ich Mitglied der FDJ. Der 2. Weltkrieg, der wie eine Naturkatastrophe in die Kindheit meiner Generation eingebrochen war, hatte die Losung: „Nie wieder Krieg und Faschismus“ zu einer sehr ernstesten Angelegenheit gemacht. Der Eintritt in die FDJ war für mich damals gar keine Frage, das war ganz selbstverständlich. Aber FDJ-Mitglied zu sein, das war zu meiner Zeit noch etwas Besonderes. An unserer Schule gab es zu dieser Zeit höchstens 2-3 FDJ-Mitglieder pro Klasse.

1946 war in der Aula unserer Schule, die in den ersten Jahren nach dem Krieg auch als Theatersaal gedient hatte, die FDJ als antifaschistisch-

demokratische Jugendorganisation mit überparteilichem Charakter gegründet worden.

Der Gründungsbeschluss war von Vertretern der SPD, der KPD, von der evangelischen und katholischen Kirche unterzeichnet worden. Auf ihrem I. Parlament Pfingsten 1946 waren im Theater in Brandenburg die Grundrechte der Jugend beschlossen worden. Sie betrafen die gleichberechtigte Teilnahme der Jugendlichen am politischen Leben, das Recht auf Frieden, auf Bildung und Ausbildung, auf Arbeit, auf Frohsinn und Freizeit.

Nach meinen Vorstellungen war die FDJ die fortschrittlichste Jugendorganisation. Auch der Name der FDJ-Schulgruppe war nicht ohne Bedeutung für meine Entscheidung.

Die FDJ-Schulgruppe hatte sich den Namen „Geschwister Scholl“ gegeben. Mir waren Sophie und Hans Scholl durch das Buch: „Die erste Reihe“ von Stefan Hermlin bekannt. Das Buch gehörte, als kurz nach meinem Eintritt das FDJ-Schuljahr eingeführt wurde, zur Pflichtlektüre, um an der Prüfung für den Erwerb des Abzeichens für Gutes Wissen der FDJ teilzunehmen. Die Geschwister Scholl waren ein leuchtendes und tief bewegendes Vorbild in diesem vom nationalsozialistischen Geist verpesteten Deutschland. Sie hatten so unschuldige schöne Gesichter, die von dem verbreiteten Klischee der blonden HJ-Führer deutlich abwichen, sie waren Studenten gewesen und hatten so viel Mut aufgebracht und schließlich ihr Leben dafür geopfert, das wir einst besser leben könnten. Natürlich spielte bei meinem Eintritt in die FDJ auch eine Rolle, dass meine Eltern 1933 nicht zu denjenigen Deutschen gehört hatten, die Hitler gewählt haben.

Ich wollte nach dem grauenvollen Weltkrieg alles in meinen Kräften Stehende tun, damit von Deutschland nie wieder ein Krieg ausgehe, nie wieder Faschisten an die Macht kommen würden und ein ganz neues gerechtes Deutschland aufgebaut würde.

In der FDJ-Gruppe lernte ich Romin Koebel kennen. Romin war ein schlanker, großer Junge mit gepflegtem, elegantem Aussehen, einer Eleganz, die nicht durch Äußerlichkeiten hervorgerufen wurde, die sich aus seiner ganzen Erscheinung und seinen Bewegungen ergab.

Ich hatte in der Berliner Wohnung ein eigenes Zimmer bekommen. In diesem Zimmer stand er plötzlich unerwartet vor mir. Meine Mutter hatte ihm die Tür geöffnet und ihn zu meinem Zimmer, in dem ich Schulaufgaben machte, begleitet. Wie aus einem Foto ausgeschnitten blickte er mich schüchtern und wortlos mit seinen riesigen verträumten Augen, dem

brünetten Teint, glattem dunklen Haar wortlos an. Schließlich sagte er etwas mit seinem leichten englischen Akzent. Worüber wir sprachen, weiß ich nicht mehr. Es handelte sich um irgendwelche organisatorischen FDJ-Angelegenheiten.

Natürlich war es nicht unsere einzige Begegnung, aber wohl die einzige im häuslichen Milieu, die in meinem Gedächtnis blieb. Auch ich war bei ihm zu Hause in der Florastraße gewesen, woran mir leider nur dunkle Erinnerungen blieben, sein Vater hinterließ kaum Erinnerungsspuren, eher Romins Mutter. Aber wie das in diesem Alter so ist, man interessiert sich kaum für die eigenen Eltern und wahrscheinlich noch weniger für die Eltern der anderen Mitschüler. In der Schule liefen wir uns drei Jahre lang, Romin war etwas später an die Carl-von-Ossietzky-Oberschule gekommen, fast täglich über den Weg. Wir hatten so manches miteinander zu regeln, da Romin in der FDJ in meiner Nachfolge irgendeine Aufgabe übernahm. Ich erwähne in einem Brief an Adolf, der schon 1953 das Abitur gemacht hatte und inzwischen auf Betreiben der Lehrer in Großenhain bei der KVP gelandet war, dass ich mit Romin über diese Angelegenheit gesprochen hätte und von ihm erfuhr, dass es anderen Schülern anscheinend ganz gut gefalle und dass sie wohl nach 4 Wochen schon Urlaub bekommen sollen. Adolf war jedenfalls vollkommen ungeeignet für das Militärische. Bereits während der Nazizeit war es ihm gelungen, wegen seiner generellen Ablehnung von militärischem Drill, nicht Mitglied der Hitlerjugend zu werden. Aber die KVP sollte ja die Grundlage für eine ganz neue Armee, eine Volksarmee ohne Drill schaffen!

An der Anna-Magdalena-Bach-Oberschule, der Schule, die ich nun für vier Jahre besuchen würde, stürzte ich mich in den ersten beiden Schuljahren voller Eifer in alle möglichen kulturellen und sportlichen Aktivitäten. Wir von der FDJ-Gruppe waren voller Enthusiasmus, gründeten an unserer Schule eine Theatergruppe, einen Sprechchor und eine Volkstanzgruppe, sangen im Schulchor. Wir hatten uns in unserer Schule einen eigenen Raum erkämpft, wo wir uns nicht nur zu Heimabenden trafen, bei denen gesungen, Klampfe oder Schifferklavier gespielt wurde und Gesellschaftsspiele gemacht wurden, wir trafen uns auch zu Vorträgen und Buchlesungen.

Der FDJ-Raum war unser Raum, ein Freiraum ohne Lehrer, ohne Erwachsene. Das war ein Ort, an dem wir uns von den Erwachsenen emanzipieren wollten, unsere eigenen Regeln des Verhaltens praktizieren konnten. Im FDJ-Raum und in der Schule war immer etwas los. Zu Hause war ich in dieser Zeit kaum.

Von meinem in Leipzig beim Mitteldeutschen Rundfunk als Sprecherkind verdientem Geld kaufte ich mir eine Gitarre und nahm Unterricht. Mein Vater meinte, wenn ich schon nicht weiter Klavier spielen wolle, dann solle ich wenigstens Konzertgitarre lernen, Klampfe spielen könne jeder und es ergäbe sich ganz von selbst.

Am Mitteldeutschen Rundfunk gehörte ich zur Sprechergruppe von Herrn Busenius und traf dort mit dem etwa gleichaltrigen Klaus Piontek und dem späteren Nachrichtensprecher des Fernsehens Klaus Feldmann zusammen. Klaus Feldmann schenkte mir ein kleines selbst zusammen geheftetes Büchlein mit eigenen Gedichten und auch ich schrieb ein Gedicht dahinein. Kein Liebesgedicht, sondern ein Friedensgedicht. Verliebt war ich nicht in Klaus Feldmann, aber in Klaus Piontek, der mich allerdings überhaupt nicht beachtete.

Alle kulturellen Veranstaltungen an der Schule im Rahmen der FDJ wurden in diesen beiden Jahren ganz und gar von uns selbständig vorbereitet und durchgeführt. Jeder kam mal dran. Ich erinnere mich, dass ich einen Vortrag über Karl Friedrich Schinkel und einen über Chopin gehalten habe. In einem Schulheft fand ich einen Programmzettel von einer Schulfeier, die wir am 22. April 1952 anlässlich des Monats der deutsch-polnischen Freundschaft über „Nowa Huta“, jene neue polnische Stadt, organisiert hatten. Es ging um die deutsch-polnischen Beziehungen. Wir wollten, dass die Oder/Neiße zur Friedensgrenze wird und es nie wieder Probleme und schon gar keinen Krieg zwischen Deutschland und Polen geben sollte. Wir verabscheuten deshalb die revanchistischen Vereine in Westdeutschland. Auf dieser Veranstaltung spielten Schüler der neunten Klasse Musik von Chopin, der Schulchor trat auf, Schüler der zehnten Klasse trugen Gedichte in Polnisch und Deutsch vor, und es gab einen Vortrag über „Nova Huta“. Wir Schüler waren nicht nur die Vortragenden, wir hatten auch das Programm zusammengestellt und einstudiert.

Besonders beliebt waren die „Bunten Abende“ mit Pfänderspielen, mit „Stuhltanz“ oder das sehr beliebte „Kirschenpflücken“. Bei den Heimabenden waren auch die Jungs von der Eosander-Oberschule und der Karl-Peters-Oberschule, die damals schon den Namen des Widerstandskämpfers Carl von Ossietzky bekommen hatte, dabei.

Noch waren wir während der 9. Klasse eine reine Mädchenschule, nur in der FDJ-Gruppe waren wir mit den Jungs zusammen. Der Unterricht fand im Wechsel, eine Woche nachmittags, eine Woche vormittags statt. Erst in der 10. Klasse wurden die drei Schulen zur Carl-von-Ossietzky-Oberschule zusammengelegt und gemischte Klassen gebildet. Wir beka-

men 6 Jungs in unsere Klasse, die wir nicht richtig ernst nahmen. Sie waren uns zu klein, sie waren auf Fußball- und Kartenspielen versessen, was sie sogar heimlich im Unterricht machten, obwohl es nicht erlaubt war. Wurde es von den Lehrern entdeckt, sammelten die Lehrer die Karten ein, zurückgegeben wurden sie erst nach dem Abitur. Wir Mädchen fühlten uns erwachsener und interessierten uns für die Jungs aus den höheren Klassen wie Peter Hagen oder Adolf Rüger, den wir natürlich nicht Adolf, sondern Adze nannten. Peter hatte das Abitur schon 1950 gemacht, kümmerte sich aber noch um unsere FDJ-Gruppe. Er organisierte mehrere Arbeitsgemeinschaften und Fahrten für uns. Mein großer Kummer war, dass ich zu keiner einzigen FDJ-Fahrt mit durfte.

Hatten wir vormittags Unterricht, rannte ich fast jeden Nachmittag in die Turnhalle zum Geräteturnen, war auch der Nachmittagsunterricht beendet, trafen wir uns im FDJ-Raum.

Bis weit in die sechziger Jahre waren wir in Berlin von den Trümmern des Krieges umgeben. Bis 1958 gab es Lebensmittelkarten, wir lebten mehr als bescheiden. Freizeit und Frohsinn, das war damals die Welt des Kinos und Theaters, eine Welt voller Träume, die ich ganz ernst nahm. Das Kino hatte schon seit Kriegsende einen großen Einfluss auf mich. Außerdem war ein Kinobesuch gerade noch so erschwänglich. Eine Kinokarte kostete nicht viel, erst waren es 50 Pfennige, dann 1,05 Mark. Wenn es mir gelungen war, von meiner Mutter eine Mark zu bekommen, verschwand ich abends im Kino, nicht immer alleine. In der Pankower Berliner Straße, direkt neben dem Haus, in dem wir wohnten, befand sich das Kino „Tivoli“, welches von den Brüdern Skladanowsky gegründet worden war und ein besonders gemütliches Kino war. Anfang der 50er Jahre sah ich hier nicht nur die berühmt gewordenen DEFA Filme wie „Ehe im Schatten“ und die sowjetischen Filme wie „Erziehung der Gefühle“ oder „Wie der Stahl gehärtet wurde“. In den 50er Jahren wurden auch die französischen und italienischen Filme mit Gérard Philipe, Gina Lollobrigida, Sophia Loren oder der unübertroffenen Anna Magnani, aber auch die schwedischen Filme wie „Sie tanzte nur einen Sommer“ gezeigt. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich mir die de Sica Filme wie „Fahrraddiebe“ oder Fellinis „La Strada“ ansah. Wenn sich bei den Filmvorführungen im „Tivoli“ der schwere Samtvorhang öffnete und der Gong den Beginn des Films anzeigte, klopfte mein Herz vor Freude. Das war richtig festlich.

Unmittelbar nach dem Krieg in Dresden hatten die sowjetischen Märchenfilme wie „Die schöne Wasilissa“ oder das „Wunderpferdchen“ einen starken emotionalen Einfluss auf mich ausgeübt. Da ich mich gern in

Träumereien begab und sie für mich etwas Reales bekamen, beeinflussten sie auch meine Vorstellungen von den realen Menschen. Bis mein Vater mir eines Tages erklärte, dass man die Kunst nicht mit der Realität verwechseln solle.

Die alten Filme mit Greta Garbo oder mit Heinrich George wie den unvergesslichen „Postmeister“ sah ich mir mit meiner Mutter in Westberlin an. Schluchzend saßen wir zusammen im Kino. In Westberlin war auch eine Verwandte aus der großen Schauspielerfamilie meiner Mutter aufgetaucht, der ich zuvor noch nie begegnet war. Früher war auch sie Schauspielerin gewesen, jetzt verkaufte sie an der Kasse des Kinos am Kurfürstendamm Kinokarten. Es war Lottchen Hampe, die Mutter von Hans Hampe, der in Dresden den Oberon gespielt hatte, als ich eine der Elfen tanzte. Sicher gingen wir ihretwegen in dieses Kino, denn vor und nach der Vorstellung, sofern es keine Schlangen an der Kasse gab, unterhielt sich meine Mutter mit ihr. Während des Films vergaß ich mein schlechtes Gewissen, denn eigentlich gehörte es sich für FDJler nicht, in Westberlin ins Kino zu gehen. Nach Westberlin gingen wir nur gemeinsam in kleinen Gruppen, um nachts Plakate für den Frieden und gegen die Remilitarisierung zu kleben oder Losungen auf die Straße zu malen.

In der Theatergruppe unserer Schule begannen wir unsere Proben mit den beiden Einaktern von Tschechow „Der Bär“ und „Ein Heiratsantrag“. Diese beiden Stücke waren nicht zu lang, gerade als Reclamheft erschienen, konnte sich jeder Mitspieler sein eigenes „Textbüchlein“ kaufen.

Der Unterricht in der Schule machte mir viel weniger Spaß als all die außerschulischen Freizeitbeschäftigungen. Meine Zensuren hatten sich im Vergleich zu Leipzig erheblich verschlechtert. In Mathematik bekam ich sogar eine Vier. Für meinen Vater, der als Dipl.-Ing. jahrelang als Statiker gearbeitet hatte, war Mathematik natürlich ein „Kinderspiel“, doch seine Rechenwege waren nicht die der Schule. Und so stürzten mich seine Nachhilfebemühungen in noch größere Verwirrung und er war ungeduldig und konnte nicht verstehen, warum seine Tochter die in seinen Augen so leichten Aufgaben nicht begriff. In Physik war es ähnlich.

Alle Schulveranstaltungen, aber auch politische Veranstaltungen an anderen Orten wurden mit einem Kulturprogramm umrahmt, das gehörte einfach dazu. Überall, wo sich mir eine Gelegenheit bot, so auch in der „Stemag“, einem Pankower Betrieb, in dem meine künftige Schwägerin arbeitete, trug ich Gedichte vor.

Mit dem Gedicht „Weiße Brüder, schwarze Brüder“ brachte ich es sogar bis zum „Friedrichstadtpalast“. Das Gedicht muss sehr beliebt gewesen

sein. Ich hatte es mehrmals in der Schulaula mit meinem damals noch leicht sächsischen Tonfall vorgetragen. Die Folge war, dass die Berliner Jungs aus der Klasse von Adolf mir nach einer solchen Veranstaltung, Adolf hatte bei der gleichen Veranstaltung einem Afroamerikaner Blumen überreicht, auf der Florastraße wie beim Rattenfänger von Hameln hinterherliefen und laut riefen: „weiße Brieder, schwarze Brieder!“ Erbarmungslos äftten sie meinen sächsischen Tonfall nach und ich schämte mich. Und sie riefen auch noch, wo hast du denn den Adze gelassen, der sitzt in der Klasse und wartet auf dich! Das machte mich so wütend, dass ich an einem der folgenden Nachmittage aus dem Fenster des FDJ-Raums den ahnungslosen Adze zur Rede stellte und ihm eine Ohrfeige androhte für den Fall, dass sich dies noch einmal wiederhole.

Besonderes Aufsehen erregte 1950 die unerwartete Ankunft eines Rundfunkwagens von der Masurenallee auf unserem Schulhof. Der Unterricht wurde unterbrochen, wir durften alle auf den Hof, ein Redakteur vom Jugendfunk stieg aus, um Kinder von unserer Schule für den Jugendfunk auszusuchen. Ich packte die Gelegenheit beim Schopf, drängte mich in die erste Reihe und wurde tatsächlich als Reporterin für den Pionierfunk ausgesucht. Ich war übergücklich, denn ich hatte ja schon in Leipzig mir mein Taschengeld als „Sprecherkind“ verdient.

Aber das währte nur für kurze Zeit. Immerhin fuhr ich einige Male mit dem Rundfunkreporter Manfred Heidel im Funkwagen durch Berlin. Wir besuchten Lehrwerkstätten für Jugendliche und andere Bildungseinrichtungen. In besonderer Erinnerung behielt ich eine Fahrt in die Ostprignitz nach Kyritz an der Knatter. Dort befand sich ein „Kinderdorf“, das für „Kriegswaisen“ eingerichtet worden war. Wir fuhren durch ein großes altes Gutshofort auf einen stattlichen Gutshof. Hier sollten sich die elternlosen Kinder, so wie ich es bei Makarenko gelesen hatte, ihre neue Heimat selbst gestalten. Es gab für sie eine eigene Schule, Ställe mit Schweinen, Pferden und Kühen, einen Hühnerhof, ein Gewächshaus und einen „Mitschurin-Garten“ für Pflanzenzucht.

Beim Abschied baten mich die Kinder, im Sommer als Betreuerin mit ihnen ins Kinderferienlager nach Hiddensee zu fahren. Die Reportage im „Kinderdorf“ wurde gesendet und Manfred Heidel schrieb einen Bericht für die Rundfunkzeitung von 1950.

Als aber dann an einem Sonntagmorgen, an dem mein Vater zu Hause war, der Übertragungswagen vor unserem Haus hielt, bereitete mein Vater dem ein jähes Ende. Er selbst ging an meiner Stelle nach unten, ich lugte neugierig durch das Gitter unseres Balkons, mein Vater kam wieder nach

oben, der Funkwagen verschwand und kam nie wieder, worüber ich natürlich sehr traurig war. Doch dann schloss ich mich nach diesem kurzen Debüt als Rundfunk- „Reporterin“ der von Peter Hagen und Jacky gegründeten Arbeitsgemeinschaft Film an. An dem Film „Sport voran – seid bereit!“ beteiligte ich mich mit einer Schlittenfahrt, für den Film „Wintersport und junge Meister“ war ich als Sprecherin ausgewählt, das Drehbuch befindet sich noch unter meinen Schulsachen.

Nach dem Krieg setzte sich noch bis 1950 die ständige Abwesenheit meines Vaters fort. Das hing vor allem mit der schwierigen Wohnungssuche zusammen. Als mein Vater aus beruflichen Gründen schon nach Leipzig übergesiedelt war, mussten wir in Dresden noch fast 2 Jahre warten, ehe wir endlich umziehen konnten. Kaum waren wir in Leipzig angelangt, wechselte mein Vater bereits nach Berlin und so waren wir wieder alleine und nur auf einige Wochenendbesuche angewiesen.

Endlich in Berlin vereint, wurde unser Tagesablauf durch den Arbeitsrhythmus meines Vaters bestimmt. Er legte großen Wert darauf, dass immer pünktlich und zur gleichen Zeit gemeinsam gegessen wurde, auch samstags und sonntags. Was meiner Unternehmungslust harte Grenzen setzte. Ausnahmslos musste ich abends spätestens um neun zu Hause sein.

Er selbst kam pünktlich mittags nach Hause. Meist war er schlecht gelaunt und hatte ständig etwas am Essen auszusetzen. Er war so gereizt, dass wir uns kaum in der Wohnung zu bewegen wagten. Meine Mutter entschuldigte meinen Vater mit Arbeitsüberlastung, mit unlösbaren Arbeitsproblemen und mit seinen ständigen Magengeschwüren. Die Jahre in der Berliner Straße bestanden für meinen Vater in einer ständigen Hetzerei. Nach wie vor kam er abends meist sehr spät nach Hause. Meine Mutter, die mit der Organisation des täglichen Lebens beschäftigt war, befand sich in ständiger Sorge um das leibliche Wohl meines Vaters.

Die familiäre Stimmung war angespannt. So zog es mich magisch in die lustigeren Gefilde der Schule. Meine Mutter ließ mich gewähren. Wollte aber, dass ich die von meinem Vater gesetzten Grenzen einhalte. An familiär Freudiges kann ich mich zu dieser Zeit kaum erinnern, weder an Geburtstagsfeiern noch an andere Geselligkeiten, keine Einladungen, keine Gäste, nur Arbeit. Ab und zu kam selbst im Urlaub ein Auto und brachte meinem Vater Arbeit. Über die Probleme, die mein Vater in seinem Berufsleben hatte, die er fast täglich mit meiner Mutter besprach, erfuhr ich kaum etwas. Aber immerhin so viel, dass ich den unumstößlichen Entschluss fasste, mich so weit es nur ginge von dem Beruf meines Vaters zu entfernen. Ich wollte keinesfalls so viel Ärger mit meiner Arbeit haben wie er!

Später, als meine Mutter immer häufiger ins Krankenhaus musste und viel zu früh mit 56 Jahren starb, empfand ich mein Verhalten als herz- und gedankenlos, bekam große Gewissensbisse, konnte mich selbst nicht verstehen, fragte mich, wie ich nur meine kleine Mama so bedenkenlos immer alleine gelassen hatte.

Ende 1950 kam Helga Scheufler in unsere Klasse. Helga war ein von vielen umschwärmtes beliebtes Mädchen. Sie wollte oder konnte meinen Wunsch, eine Freundin ganz alleine für mich haben zu wollen, nicht erfüllen, räumte mir allerdings gewisse Sonderrechte ein. So lud sie mich, wenn ihre Eltern unterwegs waren und sie auf ihre beiden Brüder aufpassen musste, zu sich nach Buch zum Schlafen ein und ich konnte ihr abends im Bett all meine Sorgen und Nöte anvertrauen. Helga hatte leuchtende Augen, war charmant und wirkte sehr verführerisch auf Jungs. Sie hatte all das, wovon ich glaubte, dass es mir fehle. Ich beneidete sie um ihr fröhliches Wesen, um ihren fraulichen Körper. Helga sonnte sich in dem Gefühl, von vielen bewundert zu werden. Meine Magerkeit begann mir zunehmend Probleme zu bereiten, besonders wenn wir mit der Klasse ins Schwimmbad in der Gartenstraße fuhren.

Helgas Eltern waren beide berufstätig und auch politisch aktiv tätig. Ottomar Geschke, ihr Stiefvater, war Vorsitzender der VVN. Er war einer der wenigen Widerstandskämpfer, die ich persönlich kennen lernte. Er hatte während der Nazizeit im KZ gesessen. Aber davon wurde nie gesprochen. Kurz nach dem Krieg hatte er Helgas Mutter mit drei Kindern geheiratet. Trotz seiner vielen politischen Arbeit verbreitete er eine wohl-tuende Gemütlichkeit. Er war bedeutend älter als ihr leiblicher Vater und ihre Mutter.

Helga genoss das Vertrauen meines Vaters und so wurde es mir erlaubt, bei Helga ab und zu zu schlafen. Das war eine große Ausnahme. Bei Klassen- und FDJ-Fahrten durfte ich während der gesamten vier Jahre kein einziges Mal mitfahren. Später, als die strikte Neun-Uhr-Grenze für abends aufgehoben war, das war allerdings erst nach dem Abitur, wurde das Telefon zu der Instanz, die meinem Vater die notwendige innere Ruhe zum Arbeiten verschaffen sollte. Zu DDR-Zeiten war es aber nicht ganz einfach, die Regeln meines Vaters zu befolgen, denn wer hatte schon ein Telefon.

Waren Helgas Brüder zur Ruhe gebracht, dann flüsterten wir uns noch lange ganz leise im Bett unsere Geschichten und Geheimnisse zu. Helga erzählte voller Bewunderung von ihrem richtigen Vater, er sei ein großer schlanker, hübscher und sportlicher Mann gewesen, äußerlich das ganze

Gegenteil von Ottomar Geschke, der klein und sehr dick war. Ich hätte sie damals gern gefragt, wo ihr Vater denn jetzt sei, ob ihre Eltern geschieden seien oder ob er, wie damals viele Väter, im Krieg gefallen sei. Ihre Erzählungen waren so schwärmerisch, dass ich mich nicht getraute, sie zu fragen. Später sprachen wir nicht mehr über die Väter und so erfuhr ich erst nach unserer Wiederbegegnung in den 90iger Jahren, dass ihr Vater den Krieg überlebt hatte, aber kurz nach Kriegsende gestorben war. Eine russische Ärztin, die ihn retten wollte, hatte den Schwerkranken auf den Wagen eines Güterzuges, der mit Leichen beladen war, gelegt. Er hatte auf diesem Zug Deutschland lebend erreicht, war aber nach kurzer Zeit infolge Krankheit und Schwäche gestorben.

Helga erzählte später, dass ich mich von ihren Brüdern an der Nase herumführen lassen hätte, mich als ihre Beschützerin gefühlt hätte, obwohl ich viel schwächer als sie gewesen sei. Die Jungs hätten sich einen Spaß daraus gemacht. Einmal, als Sieghard, der größere, mit einem riesigen Küchenmesser, das er wie einen Dolch in seiner Hand hielt, auf Helga losgehen wollte, sei ich prompt darauf reingefallen und als „rettender Engel“ dazwischen gesprungen.

Das größte Ereignis waren für uns Schüler die in Berlin im Sommer 1951 veranstalteten Weltfestspiele der Jugend und Studenten. Schon im Vorfeld waren wir total aufgeregt. In unserer Schule sollten Jugendliche aus Frankreich untergebracht werden. Wir waren mit großem Eifer damit beschäftigt, die Klassenzimmer auszuräumen, Feldbetten aufzustellen und es für die Franzosen schön und gemütlich in unserer Schule zu machen.

Die Weltfestspiele, das war unsere erste Begegnung mit der Jugend der Welt. Es war für uns fünfzehnjährige Schülerinnen ein großartiges Erlebnis. Junge Menschen aus über achtzig Nationen, Afrikaner, Brasilianer, Kubaner, junge kommunistisch begeisterte Franzosen und Italiener, liefen singend und tanzend, bunt gekleidet, mit wehenden Fahnen durch die Straßen. Die Franzosen sollten sich bei uns in der Schule wohl fühlen. Wir wollten gute Gastgeber sein. Als es dann endlich so weit war, waren wir vollkommen aus dem Häuschen, voller Erwartungen und Hoffnungen. Voller Zuneigung, Freude und Begeisterung schwebten wir wie in einer ganz anderen freudigen Welt der Verbrüderung auf einer Woge von Sympathie und Zustimmung bis zu jenem Tag, an dem wir ahnungslos nach Gesundbrunnen geschickt wurden.

Das war am 15. August, einem heißen Sommertag. In Pankow stiegen wir in die S-Bahn, ich glaube, es war ein Sonderzug. Jedenfalls war der ganze S-Bahnzug brechend voll mit Jugendlichen in blauen FDJ-Blusen,

wir standen dicht aneinander gedrängt. Der Bahnsteig des Bahnhofs Gesundbrunnen verwandelte sich, als wir ausstiegen, in ein blau wogendes Meer. Ohne zu überlegen, waren wir der Aufforderung, die internationalen Weltfestspiele der Jugend und Studenten nach Westberlin zu tragen, gefolgt. Vom Bahnhof aus setzten wir uns wohlgeordnet in Fünferreihen zu einer der vielen „Friedensdemonstrationen“, diesmal eben in Westberlin, in Richtung Badstraße in Bewegung.

Doch schon nach wenigen Metern, noch bevor wir die nächste Straßencrossung erreicht hatten, stand uns plötzlich berittene Polizei mit Gummiknüppeln gegenüber, forderte uns auf, umzukehren und auseinander zu gehen. Sie standen da wie aus heiterem Himmel herab geschwebt, erschrocken und angstvoll rückten wir zusammen, hakten uns unter und blieben stehen. Ängstlich blickte ich an der Häuserfront entlang, sah und hörte, wie Arbeiter vom einst roten Wedding aus ihren Fenstern schrien: Macht das ihr wegkommt, und zwar ganz schnell, geht dorthin, wo ihr hergekommen seid! Es wurden sogar Blumentöpfe aus den Fenstern geworfen. Ich konnte es nicht fassen. Einer der Arbeiter schleuderte eine alte Arbeitstasche, so eine, wie sie mein Großvater hatte, aus dem Fenster.

Die nach dem Polizeipräsidenten als Stummpolizei benannten Polizisten fingen an, erbarmungslos auf uns Schüler einzuprügeln. Ehe ich zur Besinnung kam, befand ich mich in einem heillosen Gedränge, alle rannten von ihrer Angst und der Polizei getrieben zurück in Richtung S-Bahnhof. Doch inzwischen waren die Türen des S-Bahnhofs verschlossen worden und die berittene Polizei drängte die Menge in Richtung S-Bahnböschung. Manche konnten sich nicht halten, stolperten die Bahnböschung runter und landeten auf den Gleisen. Andere, zu denen auch ich und Helga gehörten, versuchten, vorbei am Kino in die Behmstraße in Richtung Ostsektor zu entkommen. Da kamen, so als seien wir erwartet worden, aus einer der Nebenstraßen weitere Polizisten und Wasserwerfer auf uns zu. Kurz darauf hatten wir sie im Rücken. Die Wasserstrahlen waren so hart und gewaltig, dass man meterweit umhergeschleudert wurde. Auch mich riss einer dieser Strahlen um. Helga packte meine Hand fester und zog mich mit sich. Ihr hatte ich es zu verdanken, dass ich ohne schwere Verletzungen davon kam.

Wir rannten weiter und ich dachte nur immer, bloß nicht wieder fallen, sonst wirst du zertrampelt! An das Folgende fehlt mir jegliche Erinnerung, ich weiß nicht mehr, wie wir über oder unter der S-Bahn schließlich im Ostsektor landeten. Direkt an der Grenze standen Zelte und Krankenwagen vom Roten Kreuz. Die Leichtverletzten wurden an Ort und Stelle behan-

delt, die Schwerverletzten wurden in die nächstliegenden Krankenhäuser abtransportiert. Durch Lautsprecher wurde bekannt gegeben, alle, die nicht verletzt seien, sollten in ihre Schulen gehen. Auch Schüler unserer Schule waren nicht zurückgekommen. Wir versuchten, sie nun in den Krankenhäusern Berlins zu finden, um die Eltern zu benachrichtigen. Zu den Schwerverletzten unserer Schule gehörte Adolf Rüger, er lag in einem kleinen christlichen Notaufnahmekrankenhaus.

Wir konnten nicht begreifen, was eigentlich vor sich gegangen war. Erst viel später wurde auch uns klar, dass wir, die Schüler, die einzigen Ahnungslosen waren. Aus unserer Sicht war die Demonstration kurzfristig und überraschend angekündigt worden, ich erinnere mich jedenfalls nicht, dass wir die Gelegenheit gehabt hatten, vorher zu Hause darüber zu sprechen. Offenbar waren die oberen Stellen auf beiden Seiten in Ost und West auf diese Konfrontation vorbereitet gewesen.

Adolf war nach kurzer Zeit aus dem Notaufnahmekrankenhaus in das städtische Krankenhaus nach Buch verlegt worden. Aber auch dort konnte man ihm zunächst nicht helfen. Die Schläge mit dem Gummiknüppel auf den Rücken hatten Nervenbahnen getroffen, die immer wieder schockartige Krämpfe auslösten. Schließlich konnte der Schock durch Hypnose gelöst werden. Danach erreichten seine Schwestern, die bei Erich Honecker vorgesprochen hatten, dass er anschließend in ein Erholungsheim des Zentralrats der FDJ geschickt wurde. Er kam verspätet aus dem Erholungsheim in Biesenthal zurück in die Schule. Das neue Schuljahr hatte schon begonnen. Seine Rückkehr erregte Aufsehen, auch bei mir. Zu dieser Zeit waren wir noch nicht befreundet. Ich schrieb in mein kleines „Tagebuch“, Adolf habe sich sehr verändert, er sei ein ganz anderer Mensch geworden, viel reifer und bewusster als die anderen.

Mir sei dies besonders aufgefallen, als er in unserer Klasse bei einer Erdkundestunde hospitierte. Die von ihm geübte Kritik habe mir seine Überlegenheit gezeigt. Mein größter Wunsch sei, mit solch einem Menschen befreundet zu sein! So zu lesen in meinem kleinen Büchlein.

Was das für eine Aktion war, kann ich nicht mehr so genau sagen. Offenbar sollten Mitglieder der FDJ-Leitung aus einer höheren Klasse den Unterricht beurteilen. Ein Umstand, der später, besonders an den Universitäten teils verheerende Folgen hatte.

Die Demonstration in Westberlin am 15. August 1951, bei der wir das Lied sangen: Im August, im August blühen die Rosen, war für mich die erste Begegnung mit dem anderen politischen System in Westberlin. Das brutale Vorgehen der Polizei hatte ich am eigenen Körper zu spüren

bekommen. Das hinterließ tiefe Spuren. Seit jenem 15. August ging mir der Heulton der Westberliner Überfallwagen, immer wenn ich ihn hörte, durch Mark und Bein. Ich dachte an die Erzählungen meiner Eltern aus den dreißiger Jahren. Ich glaubte, mir nun vorstellen zu können, wie es damals auf den Straßen zugegangen war.

Besonders nachhaltig hatte mich das Verhalten der Arbeiter vom Wedding, von denen ich eine so romantische und positive Vorstellung gehabt hatte, enttäuscht. Es entsprach in keiner Weise der immer wiederholten Lehrmeinung, die Arbeiterklasse sei die fortschrittlichste aller Klassen! Wir Schüler der Pankower Carl-von-Ossietsky-Oberschule wollten mit den bekannten Arbeiterliedern wie „Brüder zur Sonne, zur Freiheit“ unseren Willen für Frieden und Einheit ausdrücken und unsere Freude über den Zustrom der Jugend aus aller Welt auch nach Westberlin tragen. Wir hatten uns in diesen Tagen weder um die Aufforderung des Westberliner Bürgermeisters gekümmert noch um andere tagespolitische Nachrichten. Der erlebte Hass der Westberliner Arbeiter sollte mir am 17. Juni 1953 den Satz meines Vaters bestätigen: die Deutschen wollen den Sozialismus nicht. Das Ganze wirft noch heute ein bezeichnendes Bild auf den Kalten Krieg.

Leider bestanden wir damals bei diesen Ereignissen nicht darauf, über unsere persönlichen Eindrücke zu sprechen. Später an der Uni, als ich dies versuchte, wollte niemand mehr die Beurteilung der Situation wahrhaben und wir gerieten in Streit.

Mein „Ideal“ von der Arbeiterklasse, ich hatte über die Literatur, aber auch über einige persönliche Begegnungen eine starke Affinität zu den handfesten Arbeitern, wollte ich nicht aufgeben. Das Handfeste, das Realitätsbezogene übte eine große Anziehungskraft auf mich aus.

Als wir ein Jahr später, am 14. November 1952, wieder auf zentrale Anweisung mit der S-Bahn nach Gesundbrunnen geschickt wurden, diesmal zwar nicht in Blauhemden und nicht alle auf einmal, sondern in kleinen Gruppen mit einem Pflasterstein in der Jackentasche, traf ich erstmals meine persönliche Entscheidung. Die Pflastersteine sollten zur vorgegebenen Zeit in die Scheiben des direkt am Bahnhof Gesundbrunnen gelegenen Kinos „Korso“ geworfen werden. In diesem Kino lief der Film „Rommel, der Wüstenfuchs“, gegen dessen Aufführung wir protestieren sollten, obwohl keiner von uns den Film gesehen hatte. Ich legte meinen Stein unauffällig ab und verschwand in Richtung Steegerstraße zu meiner künftigen Schwägerin. Von der Badstraße aus sah ich, dass, wie schon am 15. August, in den Nebenstraßen Polizeiwagen bereit standen. Westarbeit gehörte zur

FDJ-Arbeit, grundsätzlich wollte ich mich nicht drücken, aber die Teilnahme an diesen offiziell organisierten Aktionen habe ich seit dem 15. August auf meine Weise gelöst.

Die Carl-von-Ossietzky-Oberschule besuchten nicht nur Schüler aus den Westberliner Bezirken, es gab auch eine Patenschaft zwischen unserer und einer Westberliner FDJ-Gruppe. Unsere Kontakte gingen nach Reinickendorf. Wir kommunizierten auf vielfältige Weise miteinander, veranstalteten gemeinsame Heimabende, auf denen diskutiert wurde, es entwickelten sich persönliche Freundschaften und wir machten auch die so genannten Westeinsätze zusammen. Bei unseren zusammen mit den Reinickendorfer FDJlern selbst organisierten politischen Aktionen trafen wir uns im dortigen FDJ-Raum. War es dunkel geworden, zogen wir los, um Losungen gegen Atomrüstung und Atomtod auf die Straßen zu malen. Es hat nie Komplikationen mit der Polizei gegeben.

Wie aus meinem Kalender hervorgeht, waren wir Ende 1952 noch mehrmals zu derartigen „Einsätzen“ in Frohnau. Die fortschreitende Remilitarisierung erfüllte uns mit Angst, erschien uns wie ein Verrat an der Nachkriegslosung „Nie wieder Krieg!“. Wir FDJler aus Ost und West wollten zusammenhalten und so wollten wir auch Sylvester 1952 gemeinsam in Reinickendorf feiern. Es war schon alles vorbereitet. Da hatte wieder einmal der kalte Krieg seine Hand im Spiel. Kurz vor Silvester wurde an der Grenze zu Westberlin ein Volkspolizist erschossen. Wir fürchteten verschärfte Maßnahmen an der Grenze und verlegten die Feier nach Pankow in die Brehmestraße zu Adolf Rüger.

Nach dem Jahreswechsel 1952/1953 wurde auf Anweisung der Kreisleitung der FDJ die Zusammenarbeit zwischen den Patengruppen eingestellt.

Unter den Westberlinern, die damals an unsere Schule gekommen waren, waren Gymnasiasten, denen wegen politischer Betätigung an den Westberliner Gymnasien der weitere Besuch der Schulen untersagt worden war. Manche hatte auch das politische Engagement der Eltern in Schwierigkeiten gebracht. Vielfach handelte es sich um Kinder von Remigranten. Über die einzelnen Beweggründe unterhielten wir uns damals kaum, doch wir waren stolz, dass Westberliner Schüler zu uns kamen. Bald aber hieß es, es könnten doch nicht alle, die „fortschrittlich“ seien, in den Osten kommen, dann ginge es ja mit der politischen Arbeit drüben nicht weiter.

Die Teilung war zu dieser Zeit noch nicht so perfekt und vollständig wie später. Es gab Westberliner, die im Osten arbeiteten, und umgekehrt Ostberliner, die im Westen arbeiteten. Auch mit dem Wohnen ging es hin

und her. Die im Osten arbeiteten bekamen seit der Währungsreform einen Teil ihres Lohns in West und erhielten eine „Einkaufsbescheinigung“, mit der sie im Osten einkaufen konnten. Es gab aber auch Westberliner, die im Osten billig einkaufen wollten und mit dem Wechselkurs ihre eigenen Geschäfte machten. 1952 verbreitete sich die Auffassung, der Westen kaufe den Osten aus. Deshalb konnten wir im Osten für viele Jahre nur noch gegen Vorlage des Personalausweises einkaufen und das wurde zeitweilig so streng gehandhabt, dass man selbst beim Bäcker keine Schrippe mehr ohne Personalausweis bekam.

Während der gesamten Oberschulzeit stand die Losung „Nie wieder Krieg!“ im Mittelpunkt meines politischen Denkens und Handelns. Das war für mich nicht nur eine Losung, das war bitterer Ernst, dafür war ich bereit, Opfer zu bringen. War es doch der Krieg gewesen, der in die Kindheit meiner Generation eingebrochen war und alles so ernst gemacht hatte. Das sollte sich nicht wiederholen.

Doch die unbefangene Freude war sehr schnell nach dem Ende des Weltkrieges wieder verschwunden, auch wir als Jugendliche wurden sehr schnell in den „Kalten Krieg“ hineingezogen. Doch es war nicht nur der kalte Krieg, der uns zu schaffen machte, der ständige Spannungen und Ängste erzeugte, es waren auch die tatsächlichen Kriege, der Korea-Krieg, der Algerienkrieg und später der Vietnam-Krieg, die mich bewegten. Der Schock saß sehr tief.

Ich werde den Tag, an dem der Koreakrieg begann, nie vergessen. Kurz vor unserem Umzug von Leipzig nach Berlin hörte ich im Vorbeigehen auf der Straße, wie jemand sagte, es sei Krieg ausgebrochen! Atemlos war ich zu meiner Mutter gerannt, die mich damals damit beruhigte, dass dieser Krieg weit weg sei. Das war am 25. Juni 1950 gewesen, ich war 14 und der Weltkrieg war fünf Jahre vorbei. Die Zeit der wirklichen Entspannung war sehr kurz, zu kurz gewesen. Schon 1946/47 hatten die Siegermächte begonnen, den kalten Krieg zu inszenieren, der die Atmosphäre erst zwischen der Ost- und den Westzonen, dann seit 1949 zwischen den beiden deutschen Staaten vergiftete. Immer wieder erreichten uns in dieser Zeit, in der wir den dringlichen Wunsch hatten, unbeschwert zu leben, Schrecken verbreitende Nachrichten. Noch waren die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki gegenwärtig, als bereits, wenn auch „nur“ zu Versuchszwecken, weitere Atombomben in die Luft gejagt wurden. Ich erinnere mich nicht daran, diese Zeit als unbeschwert empfunden zu haben. Ich hatte ein anderes Lebensgefühl als diejenigen, die sich als „Hula-Hopp“- oder „Rock-and-Roll-Generation“ verstanden.

Zwei Namen aus den frühen fünfziger Jahren, Raymonde Dien und Henri Martin, erinnern mich noch heute an die Befreiungskriege in Vietnam und Algerien.

Raymonde Dien war jene junge Französin, die sich 1951 auf dem Bahnhof Saint-Pierre-de-Corps vor einen Zug, der junge Franzosen auf das Schlachtfeld von Vietnam bringen sollte, geworfen hatte. Sie brachte den Zug tatsächlich zum Stehen, wurde festgenommen und verurteilt, musste aber infolge weltweiter Proteste, an denen auch ich mich beteiligt hatte, wieder freigelassen werden. Später waren es Patrice Lumumba, Martin Luther King und Angela Davis, die ich bedingungslos für ihren Mut im Kampf für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und gegen Rassendiskriminierung bewunderte.

Philipp Müller, Mitglied der westdeutschen FDJ, war bei Protestaktionen gegen die Remilitarisierung in Nordrhein-Westfalen auf der Straße erschossen worden. Später waren es Benno Ohnesorg und Rudi Dutschke, auf die geschossen wurde.

Die Atmosphäre des kalten Krieges, geschürt von beiden Seiten, hielt die Angst vor einer neuen Katastrophe wach. Die Verhinderung eines dritten Weltkrieges schien ein gefahrvoller Balanceakt zu sein.

Der FDJ-Zentralrat nahm Einfluss auf unsere Friedensinitiativen. Er initiierte „Friedensaufgebote“. Für die Beteiligung wurden Auszeichnungen vergeben. Im November 1951 bekam ich die „Friedensmedaille“ für die Teilnahme an der Demonstration anlässlich der Weltfestspiele in Westberlin mit der Nummer 10348, im Mai 1952 die „Ernst-Thälmann-Medaille“ für die Teilnahme am Friedenskampf in Westberlin. Das bezog sich auf die schon geschilderten Friedensaktionen in Reinickendorf.

Der Wendepunkt für die FDJ-Arbeit an der Schule kam, wenn auch mit gewisser Verzögerung, durch das 4. Parlament der FDJ 1952 in Leipzig. Es erkannte die „führende Rolle“ der SED an. Als 1957 die FDJ zur „Kampfreserve der Partei“ erklärt wurde, war es dann endgültig mit aller Selbständigkeit vorbei. Doch zu dieser Zeit war meine FDJ-Zeit längst vorbei. Allerdings muss ich leider eingestehen, dass ich damals diesen Zusammenhang zwischen den zentralen Beschlüssen und deren Auswirkung auf die FDJ-Arbeit an unserer Schule nicht durchschaut habe. Das hing auch damit zusammen, dass die Schulen, insbesondere die Oberschulen von der Zentrale nicht so wichtig genommen wurden und sich die Veränderungen nur ganz allmählich einschlichen.

Während meiner Oberschulzeit zwischen 1950 und 1954 veränderte sich ganz allmählich, eigentlich zunächst unmerklich die FDJ-Arbeit

immer mehr in Richtung einer einseitigen Politisierung, die nach Gründung der Kasernierten Volkspolizei auch mehr und mehr militärische Züge annahm. Immer häufiger mischten sich die FDJ-Kreisleitung und die SED-Leitung der Lehrer an der Schule in unsere Aktivitäten ein. Vertreter unserer gewählten Leitungen an der Schule wurden zu Anleitungen in die Kreisleitung beordert. Instruktoren der Kreisleitung kamen zu Kontrollen in die Schule.

Der Druck der zentralen Leitungen wurde immer mehr verstärkt, begründet immer wieder mit außenpolitischen Vorgängen und dem internationalen Klassenkampf. Ein Beispiel dafür waren die „Verbandsaufträge“, die von der Kreisleitung ausgegeben wurden. Sie wurden schriftlich übergeben und über ihre Erfüllung musste Rechenschaft abgelegt werden. Unter meinen aufbewahrten Papieren befindet sich ein solcher „Auftrag“ von 1952, der eigentlich nach Erfüllung wieder zurück an die Kreisleitung gehen sollte. Mit diesem Auftrag erhielten wir in der Schule die Verpflichtung, Jugendliche für den „Ehrendienst“ in der Kasernierten Volkspolizei zu werben oder sich selbst zu diesem Dienst zu melden, natürlich konnten sich nur die Jungs selbst melden.

Bald wurde alles reglementiert. Arbeitspläne und Berichte mussten nach vorgegebenen Kriterien erarbeitet und zentral abgerechnet werden. Schließlich hatten wir auf die Gestaltung unserer eigenen Arbeit so gut wie keinen Einfluss mehr, nicht von uns, sondern an höherer Stelle wurde entschieden, was wir zu machen hatten. Seit dem Schuljahr 1952/53 wurde dann auch der FDJ-Sekretär nicht mehr von den Schülern gewählt, wir bekamen einen hauptamtlichen FDJ-Funktionär an die Schule.

Unsere aktive kulturelle Arbeit wurde allmählich von der politischen Arbeit vollkommen verdrängt. Immer häufiger saßen wir auf immer länger dauernden Sitzungen herum, besuchten das „FDJ-Schuljahr“, beteiligten uns am Wettbewerb um das „Abzeichen für Gutes Wissen“ in Bronze, Silber oder Gold. Seit 1952, als das große Aufbauprogramm verkündet worden war, kamen „Aufbaueinsätze“ und später „Ernteeinsätze“ dazu.

Heimabende mit den verschiedenen Gesellschafts- und Pfänderspielen, auf denen wir uns bei den kleinen Neckereien zwischen Jungs und Mädchen amüsiert hatten, die Arbeitsgemeinschaften, die Volkstanz- und die Theatergruppe, alles wurde von einer Vielzahl von Sitzungen, Versammlungen, Anleitungen und Schulungen verdrängt. Schließlich war also auch die Schule nicht mehr der Ort unbeschwerter Zwanglosigkeit.

1952 war auch das Jahr, in dem die „Gesellschaft für Sport und Technik“ gegründet worden war. Mit Hilfe dieser Organisation, deren Mitglied ich

wurde, konnte man kostenlos und noch bevor man achtzehn war, die Fahrerlaubnis für Motorrad, Lastkraftwagen und Trecker machen. Besonders für uns Mädchen war das ein Ereignis. Ich meldete mich für Motorrad und Trecker. Mit dem Motorrad fuhren wir zuerst auf einem freien Übungsgelände immer im Kreis herum, später dann als stolze Mädchengruppe auch auf der Straße. Doch die „AWOs“ waren bald kaputt und neue gab es nicht. Nie hätte ich sonst jemals auf einem Motorrad gesessen. Für beide Fahrzeuge erhielt ich den Berechtigungsschein.

Ich wollte zwar nie Traktoristin werden, aber auf einem Traktor sitzen und lernen, wie man ihn über Felder dirigiert, das begeisterte mich schon. Außerdem war die Frau als Traktoristin für eine gewisse Zeit für uns Mädchen in der DDR so eine Art Symbolfigur für die Gleichberechtigung. Die gab es damals in Deutschland noch nicht oder nur ganz ausnahmsweise, aber sie gab es in dem „fortschrittlichsten“ Land der Welt, in der Sowjetunion. So wussten wir es aus der Literatur und so lernten wir es in der Schule. Wir wollten keine Hausfrauen werden, aber auch keine mondän verführerischen bürgerlichen Frauen, wie man sie auf dem Kurfürstendamm sehen konnte. Vorbild für unser Leben waren die Heldinnen des Widerstands wie Sophie Scholl oder Hilde Coppi, die aber konnten wir nicht mehr werden, die Zeit war vorbei. Also wollten wir Frauen des Aufbaus einer ganz neuen unkonventionellen Welt werden, das war unsere Chance, die wollten wir wahrnehmen.

So saßen wir fünfzehn/sechzehnjährigen Mädchen so stolz auf dem Traktor der GST wie heute die Reiterinnen auf ihren Pferden, fuhren besser als die gleichaltrigen Jungs, kurvten mit dem Traktor auf dem Übungsgelände umher. Als „Feuertaufe“ auch mal auf einem freien Feld, lernten, wie man den Trecker mit der Kurbel in Bewegung setzt, aber nicht wie man den Motor zum Stehen bringt. Da nur ein einziger Traktor zur Verfügung stand und die oder der nächste schon wartete, um aufzusteigen, wurde nur angehalten, aber der Motor nicht zum Stehen gebracht. Die Komplikation, die sich daraus ergab, gehört aber schon in meine Zeit an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät.

In der 10./11. Klasse hatte ich mit Landwirtschaft oder Gartenbau noch nichts im Sinn. Nur dieser alte, lebenswürdig dreinblickende Mann mit dem weißen Bart und den weißen Haaren in seinem blühenden Garten, Mitschurin, war zu dieser Zeit schon in meinem Kopf. Mitschurin, der laut unserer Biologielehrerin zusammen mit Lyssenko die Vererbungslehre „revolutioniert“ hatte, der wie der lebendig gewordene wahrhaftige liebe Gott über die Filmleinwand flimmerte und die Illusion vermittelte, man

könne die ganze Welt in einen blühenden Garten verwandeln, wenn man es nur wolle und richtig anfange, begeisterte mich. Später entschied ich mich, an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät Obstbau zu studieren.

Das sind meine ganz persönlichen Erinnerungen an zwei von vier Jahren Oberschulzeit und die FDJ-Arbeit an der Carl-von-Ossietzky-Oberschule, die natürlich nicht den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben wollen. Begonnen als autonome Jugendarbeit, vollzog sich der Wandel zu zentral gelenkter, nicht mehr jugendgerechter Arbeit, ging die Autonomie in wenigen Jahren vollkommen verloren. Man könnte auch sagen, es war eine Entwicklung von Autonomie zur Bevormundung.

